

Thema

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **17 (2010)**

Heft 187

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

RHEINTAL

Verstädterung ohne Stadt

Wenn die Bautätigkeit ein Massstab ist, dann passiert viel im Rheintal. Seit Jahren ist auf beiden Seiten des Rheins ein ungebremstes Siedlungswachstum festzustellen, es wird gebaut auf Teufel komm raus. Mit denselben Folgen wie überall: Zersiedelung, ausufernde Industrieflächen, wuchernde Einfamilienhausteppiche. Ein Patchwork. «Nicht mehr Land und auch noch nicht Stadt», wie es einmal von Mario Broggi, Spezialist in Nachhaltigkeits- und Raumentwicklungsfragen, bezeichnet wurde. Diese rasche Veränderung, dieses Weder-noch wird von vielen Leuten zwar wahrgenommen, doch klar benannt wird es selten. Eher ist es ein diffuses Gefühl einer Verunsicherung. Klarer wird es, wenn man sogenannten «Heimweh-Rheintalern» die Frage stellt, was sie störe. Dann wird in erster Linie das Phänomen der gesichtslosen Verstädterung genannt. Eine Art von Beklemmung ist spürbar. Diese Situation wird von den Lokalbehörden aktiv gefördert. Die klassische Raumplanung hat versagt. Auch das Rheintal singt das Hohelied der Gemeindeautonomie. Jede Gemeinde will alles: Gewerbe und Industrie, ein bisschen Standortförderung mit neuen Einfamilienhaussiedlungen und vor allem ziemlich viel Verkehr. Von Abstimmung keine Spur. Noch schlimmer ennet des Rheins, wo es Raumplanung gar nie gegeben zu haben scheint.

Das zeigt sich dem, der vom Hohen Kasten auf das St. Galler Rheintal, Werdenberg, Vorarlberg und Liechtenstein schaut. Und noch etwas wird erst aus der Vogelperspektive deutlich: Der Rhein ist in erster Linie eine Grenze. Keine Siedlung, kein Neubauprojekt nimmt auf die Situation auf der anderen Seite des Flusses Bezug. Wenn Planer eine Studie machen, dann ist es oft die grösste Arbeit, an die Pläne der anderen Seite heranzukommen. In den Planschränken der Verwaltungen gibt es eine Fülle von



Im Rheintal plant jeder gerade mal für sich selber. Bild: pd

Plänen, bei denen die jeweils andere Seite des Rheins aus gähnender Leere besteht.

Jeder für sich. Das ist man sich seit Jahren gewöhnt. Umso überraschter blätterte man Ende letzten Jahres in einer Beilage der Architekturzeitschrift «Hochparterre». «Die werdende Stadt am Alpenrhein». Was soll da werden und wo? Das Alpenrheintal ist unter anderem ja dadurch gekennzeichnet, dass einzelne Regionen städtisch tun, dass es im Grunde aber gar keine Stadt und schon gar kein Zentrum gibt. Das Sonderheft beruht auf dem Vorhaben «Perspektiven Alpenrheintal – ein Forschungsnetzwerk». Im Rahmen dieses Projektes soll im Auftrag einer Österreicher und einer Liechtensteiner Hochschule sowie einer Schweizer Forschungsanstalt Siedlungs-, Verkehrs- und Landschaftsentwicklung im gesamten Alpenrheintal untersucht und ein Weg in die Zukunft formuliert werden.

Fachleute sind grenzüberschreitend an der Arbeit, das ist schon allerhand. Doch das Projekt ist bis jetzt weder bei der Bevölkerung noch bei den Behörden angekommen. Und die unkoordinierte Verstädterung – kaum gebremst vom Konjunkturreinbruch – geht weiter.

MEINRAD GSCHWEND, 1958,
ist freier Umweltberater
und Journalist in Altstätten.

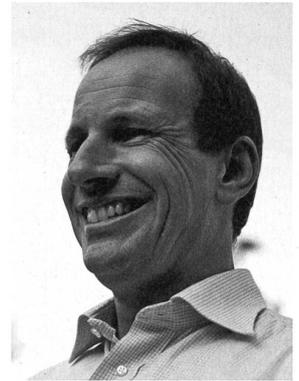
VORARLBERG

Eggers Rendite

Über die im September 2009 vielzitierte antisemitische Aussage des Vorarlberger FPÖ-Landesparteičhefs Dieter Egger habe ich hier bereits zweimal geschrieben. Einmal, als er sie machte, und einmal, als er damit bei den Landtagswahlen ein Viertel der abgegebenen Stimmen einsammelte. Jetzt muss ich es ein drittes Mal tun, denn er hat soeben nachgelegt.

Man wird sich erinnern: Egger nannte den Leiter des Jüdischen Museums in Hohenems einen «Exil-Juden aus Amerika» in einem «hochsubventionierten Museum», was vielleicht trotz der deutlichen Anspielung auf jüdische Geldgier und auf die bei österreichischen Antisemiten notorischen «Ostküstenkreise» noch hinnehmbar gewesen wäre, wenn Egger tatsächlich geglaubt hätte, Loewys Eltern seien vor den Nazis in die USA emigriert. Sie waren aber nach Israel gegangen – und der Hohenemser Politiker wusste das.

Jetzt hat er in einem Interview mit Radio Vorarlberg gesagt: «Wenn ich mit diesem Ausspruch eine Diskussion ausgelöst habe über Integration, dass man bei Migranten in Zukunft



Er freut sich über den Erfolg seiner antisemitischen Aussage: FPÖ-Landesparteičhef Dieter Egger. Bild: pd

stärker die Pflichten einfordern muss, und dass auch die anderen Parteien erkannt haben, dass man das Thema nicht permanent schönreden und totschweigen kann, dann – würde ich sagen – hat es sich rentiert.» Auf die Frage, ob er dieselbe Formulierung noch einmal gebrauchen würde, sagte er: «Im Nachhinein ist das schwer zu beurteilen.» Dass die Bemerkung über den jüdischen Museumsdirektor Loewy etwas mit der Integration der türkischen Bevölkerungsgruppe zu tun haben könnte, ist eine groteske Behauptung, dass sich die Lüge rentiert hat, hingegen unfreiwillige Ehrlichkeit.

Dass Egger unbelehrbar ist beziehungsweise nach wie vor stur so agiert, wie es ihm seine Dübendorfer PR-Agentur empfiehlt, ist eine Sache, dass der Zynismus, die seinerzeitige Aussage habe sich rentiert, dieses Mal kaum ein Medienecho ausgelöst hat, eine andere. Ich habe einen Kommentar gelesen, der diese Aussage «ungeheuerlich» nannte, und eine Karikatur gesehen, in der Egger als von allen guten Geistern verlassen dargestellt wurde. Das wars. Egger wird möglicherweise als Bürgermeister in Hohenems kandidieren.

Wie die Diskussion über Integration aussieht, die Egger angestossen haben will, kann man auf der Webseite des Vorarlberger Medienhauses nachlesen, zum Beispiel bei den Postings zur Angelegenheit Arigona Zogaj. Die Zeitschrift «Profil» hatte auf dem Cover der Januar-Ausgabe das sehr gut integrierte siebzehnjährige Mädchen, das in den Kosovo abgeschoben werden soll, als «Mensch des Jahres» abgebildet. Darauf folgte eine Flut von Leserbriefen, von denen einer in voller Länge abgedruckt wurde, nachdem man sich versichert hatte, dass der Absender – ein parteiloser Wiener Versicherungsmakler mit zwei Kindern, der eine Zeitlang in den USA gelebt hat – tatsächlich existiert und auch

zu seinem Schreiben steht. In diesem heisst es unter anderem: *«Was hat diese moslemisch-albanische Drecksfamilie schon für Österreich getan?? Dieses elendige Schmarotzer-Gesindel!! Soll Sie sich doch umbringen, wenn Sie will, denn ausser den Saugrüden Gutmenschen würde das sicher niemanden stören!! (...) Meine Verwandten in Oberösterreich haben mir erzählt das diese Hure Arigona eine extrem freche Saugoschn hat und in der Schule zu den Lehrern frech ist und in die diversen Geschäfte hineingeht und höhnisch und frech fragt ob Sie denn niemand kennt.?? (...) Seit fünfzehn Jahren merkt man wo Österreich hinsteuert und dieses verschleierte Ausländergesindel (Albaner, Bosnier, Tschetschenen, Pakistanier, Inder, Moldawier, Rumänen, Nigerianer etc. und auch die sonstigen restliche Jugo-Dreck (Serben etc.) zieht unser schönes Land in den Dreck und Sumpf. Was haben alle diese Schmarotzer in unserm Land verloren.?? Die meisten stinken und wischen sich mit der linken Hand den Arsch aus, das ist deren Kultur und der wollen wir uns in Österreich nicht anpassen bzw. beugen.»*

«Profil» erschrak offenbar über diesen Text, Vergleichbares konnte aber auch in den Postings auf vol.at nachgelesen werden, wenn über Arigona Zogaj berichtet wurde: *«Lebt die Zogaj-Sippschaft immer noch von dem Pfaffen-Tausender, der ihnen monatlich in den Arsch geblasen wird? – Nicht nur von dem Tausender – nehme an das ist Schweigegeld, welches der Herr bezahlt – sondern auch von staatlichen Zuwendungen und sonstigen Spenden! – So isst, die Wohnung, das Essen, die Arztkosten, Strom und alles wird ja sowieso bezahlt, deswegen können die ja auch die fetten Gratisseuros in den drecke Kosovo runterschicken, hier haben sie ja ALLES GRATIS!!!! – Unbegreiflich, wie sich unser staat von von diesem gsindeL erpressen lässt. und noch dazu aus einem sicheren staat. nur wieder wirtschaftsflüchtlinge die den status asyl missbrauchen. es ist echt zum kotzen was aus unseren gesetzen, unserem staat und unseren politikern geworden ist. nirgendwo werden diese so genannten asylgesetze missbraucht wie in österreich. armes österreich, glorreiches asylbetrügerland.»*

Es war natürlich nicht nur Dieter Egger, der diese Art Integrations-Diskussion angekurbelt hat, aber ziemlich viele Poster nennen bereitwillig ihre Lösung aller Probleme: FPÖ wählen.

KURT BRACHARZ, 1947,
arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und
Übersetzer in Bregenz.

WINTERTHUR

Ein Hase auf dem Hochhaus

Im Februar jährt sich ein denkwürdiges Ereignis zum sechsten Mal. Die mehrtägige Besetzung des damals wie heute leer stehenden Sulzer-Hochhauses. Ich hatte an jenem unvergesslichen Wochenende im Februar 2004 einen englisch-indischen DJ im Kraftfeld zu Gast. Nach Feierabend – um etwa drei Uhr – gingen wir ins Hochhaus auf «Sightseeingtour». Vermutlich



Je nach Feiertag lässt jemand anderes das Licht brennen. Bild: Manuel Lehmann

hatte der Gute danach ein nicht wirklich der Realität entsprechendes Bild von Winterthur.

Googelt man heute das Ereignis, findet man vor allem Hinweise auf entstandene Sachschäden in Höhe von mehreren hunderttausend Franken. Mit erstaunlicher Zielstrebigkeit wurde während der Besetzung gesprayt und zerstört. Wollte man da den sich bietenden Freiraum nutzen oder Ressentiments gegen die Firma Sulzer ausdrücken? Schliesslich ist dem Turm eine gewisse Symbolhaftigkeit eigen. Inzwischen wurde das Gebäude, das zwischen 1962 und 1966 erbaut wurde und bis 2003 das höchste Hochhaus der Schweiz war, vollständig saniert und könnte wieder gemietet werden.

Bereits während der Besetzung 2004 war die Immobilie nicht mehr im Besitz von Sulzer, sondern gehörte Bruno Stefanini. Er ist Inhaber unzähliger Häuser in Winterthur, über achtzig Jahre alt und bekannt dafür, dass er ein Kunstsammler ist, der sich nichts aus Luxus macht. Die Stadt Winterthur liegt mit ihm im Clinch wegen verlotternden Liegenschaften. Das Sulzer-Hochhaus hat Stefanini aber nicht nur saniert, sondern auch um zwei Stockwerke erweitert. Heute ist es 99,7 Meter hoch und heisst Wintower. Der Zweck der Aufstockung bleibt schleierhaft. Mit diesem Geld hätte man viele alte Häuser sanieren können. Ausserdem ist das Gebäude wohl eher zu gross als zu klein, um einen Mieter dafür zu finden. Vielleicht begräbt man die Hoffnung, den ganzen Tower am Stück zu vermieten. Auf den 28 Etagen hätte es genug Platz für mehrere hundert Ateliers, um ein regelrechtes Mekka der Kunst zu werden. Stattdessen wird der Wintower über

Weihnachten selbst zum Kunstwerk. Bereits früher strahlte ein Tannenbaum aus den Fenstern des Hochhauses. Die Mitarbeiter mussten nach Feierabend einfach das Licht brennen lassen. Seit einem Jahr geschieht dies im Auftrag von Stefanini computergesteuert. Dies sei man der Stadt schuldig. Viel Geld wurde ausgegeben, um in jedem Fenster Licht zu installieren. Nun ist man sogar auf die Idee gekommen, auch andere Leuchtsymbole zu programmieren. Kerzen an den Adventssonntagen, ein Sektglas an Silvester und eine Krone am Dreikönigstag. Ich bin gespannt auf Ostern. Herr Stefanini – wir warten auf den Hasen!

MANUEL LEHMANN, 1974,
ist im Vorstand Arealverein Lagerplatz.

TOGGENBURG

Er machts!

«Der kommt nie mehr», «eine Eintagsfliege», hiess es noch vor wenigen Jahren. Oder: «War wohl ein einmaliger Doppelolympiasieg».

Lauter Skisprungexperten hat das Toggenburg. Kein Wunder, schliesslich ist auch die Skiflug-Legende Walter Steiner ein Einheimischer. Drum hat die kleine Sprungschanze bei der Wildhauser Kollersweid Kultstatus; so viele Überflieger hat sie hervorgebracht.

Zum Glück hat der Wind gedreht: Unser Simi ist nach seinem Tief vor einigen Jahren wieder der Grösste und fliegt in wenigen Tagen seiner nächsten Olympia-Medaille entgegen. Hier fiebern alle mit. Denn Simi ist so bescheiden und freundlich geblieben, wie man ihn im Fernsehen wahrnimmt. Mal trifft man ihn im



Sie auch! Weltmeisterin Johanne Kohlstead aus Norwegen (1933). Bild: pd

Ausgang, mal auf der Skipiste. Stets hat er ein offenes Ohr und erinnert sich an das letzte gemeinsame Gespräch.

Als er 1998 nach Nagano reiste, gingen wir zusammen an die Kanti und fuhren fast täglich, nebeneinander sitzend, mit dem Postauto nach Wattwil. In der Öffentlichkeit wurde er noch gar nicht wahrgenommen, höchstens durch ein Interview in der Kantizeitung «Löschblatt». Aus Japan brachte er die Plätze 35 und 39 sowie – als erster von uns allen – einen MP3-Player mit. Am Abend vor der Abreise nach Salt Lake City im Jahr 2002 spielten wir noch Hockey auf der Eisbahn Wildhaus. Fast hätte mein Kollege den zukünftigen Gold-Simi bei einem Bandencheck verletzt. Wir wünschten ihm viel Glück und dachten uns nichts dabei.

Als er zurückkam, war alles anders. Der «Harry Potter der Lüfte» holte zwei Goldmedaillen und eroberte mit seiner «voll geilen» Art die Herzen der Sportwelt. Mich riefen tags darauf Journalisten vom «Blick» und der «Sonntags-Zeitung» an, um irgendwelche Ungeheimheiten aufzudecken. Genauso erging es Simis Sekundarlehrer, meinem Vater. Doch sie brachten nichts Negatives heraus, denn es gab schlicht nichts zu erzählen. Unser Toggenburger Goldjunge ist, was er vorgibt zu sein: ein äusserst schätzenswerter Sportsmann, der seine ehemaligen Kollegen vom Dorf nie vergessen hat, auch wenn man sich natürlich nur noch selten sieht.

Mittlerweile sind es seine vierten Olympischen Spiele und ich wünsche ihm, dass er es in Vancouver nochmals allen zeigt und eine Goldene nach Hause fliegt. Dann wird gefeiert! Ganz brav mit der offiziellen Gästeschar und dann vielleicht noch irgendwo, wo niemand erfährt. So wie früher, bei unseren geheimen

Alphütten-Festen am Gräpple See. Doch das ist eine andere Geschichte.

ANDREAS ROTH, 1983,
lebt in Wildhaus und arbeitet bei der
KlangWelt Toggenburg und Snowland.ch.

THURGAU «Erotik- Masseusen» und Republikaner

Der Thurgau überrascht einen immer wieder. Da kam doch am kürzlich über die Bühne gegangenen Fraui-Slam vom geschätzten Kollegen Abermann aus Innsbruck der Spruch: «Wenn ich nun mal in Frauenfeld bin, dann muss ich jetzt noch Frauen sehn.» Fast entschuldigen musste ich mich nachher. «Wenn du am nächsten Morgen deinen Namen in den schwarzen Schnee kotzen willst, solltest du für einen letzten Absacker das Restaurant Anker beehren», hatte ich ihn mit vielen interessanten (Nicht-)Hingehetipps versorgt. Und dann lese ich am nächsten Morgen in der «Thurgauer Zeitung», dass sich «Erotik-Masseusen» im Thurgau sehr wohlfühlen würden. Seit letztem Sommer seien die Anfragen für «Kurzaufenthaltsbewilligungen» «explosionsartig» angestiegen. In dem «TZ»-Artikel liest man zudem von den angenehmeren «Formen», die der Alltag mit dem Gläschen Schaumwein annehme, vom schummrigen Licht, das alles weich (!) zeichne. Dazu gibt es eine «Infografik», welche als «Thurgauer Rotlichtkarte» betitelt wird. Kleine rote Laternen, die eher an Samichlaus und seinen «Schmutzli» erinnern, zeigen, wo «Aktivität» stattfindet. Zum Beispiel in Schlatt oder in Braunau oder in Bättershausen. Und natürlich

auch in Frauenfeld. Ja, ja, wir haben zwar zurzeit keinen Fussballclub in der ersten Liga, aber in Sachen Puff und Tabledance spielen wir anscheinend in der Super League. Und weiter ist zu lesen, die Bewilligungspraxis sei pragmatisch. Mancher Leser wird sich wohl gefragt haben, was für eine schweinische Sache das sei, «pragmatisch». Frauenfeld sei sogar ein «Zulieferer» für Zürich. Endlich funktioniert also auch das Thurgauer Standortmarketing: in Zürich «arbeiten», im schönen Thurgau wohnen. In diesem Zusammenhang kommt mir wieder die amüsant-versaute Lesung «Blüten der Dämmerung», eine Adaption des Schundromans «Blüte der Dämmerung», in den Sinn, welcher ich letztthin in einem kleinen verrauhten Zürcher Lokal beigewohnt habe. Das haben Corina Freudiger und Miriam Erni – beide mit passend «strengen» Haaren – gut gemacht: Ein Schundroman mit Softerotik-Cover (kein «Hardcover-Buch») soll nachgespielt werden. Aber für die «Nutte» Milly (aus «Lovely» stammend) kann es nicht schnell genug gehen. Ihre Vagina dürstet nach Wasserfällen, nicht nach dem Boxer Mad Dog. – Fast schon wieder emanzipatorisch. Und die ganze Szenerie spielt sich auf der «Epic Farm» ab, nahe Lonesome, «irgendwo in Texas». Da wählen sie die Republikaner, bei uns halt eben die SVP.

MATHIAS FREI, 1980,
Student, Kulturveranstalter, Slampoet,
Texter und SP-Gemeinderat.

GESCHICHTEN AUS
DEM BUNKER

Für wen spiele ich?

10.01.2010, 16:31 Uhr
von Dominik Kaschke

Gestern war Premiere. Über die schreibe ich heute nicht. Vielmehr geistert mir seit ein paar Wochen folgende Frage durch den Kopf: Für wen spiele ich? Folgend eine Erläuterung.

Mir ist nun schon zwei Mal in Kritiken der ungefähre Wortlaut begegnet, der Zuschauer-raum sei nur deshalb voll, weil er mit Schul- klassen aufgefüllt werde. Einmal im «Südkurier» zur Premiere von «Romeo und Julia», und vor kurzem im «Tagblatt» anlässlich der zweiten «Seifenoper» im Palace. Und unlängst gab es Beschwerden von Zuschauern, weil Schüler laut waren. Und da wurde ich stutzig. Warum? Weil die Sichtweise einen komischen Beigeschmack hinterlässt, dass Jugendliche oder Kinder im Theater entweder stören oder sowieso nur kreischen und johlen, weil unkritisch, weil mit Klamauk zu kriegen, weil sowieso uninteressiert, weil nicht 3D Brille (ist übrigens ein unzulässiges Argument, weil bei echten Menschen zuschauen immer in 3D ist, ausser bei Pirat mit Augenklappe) und weil, und weil nicht, und überhaupt. Die sollten doch lieber ins Weihnachtsmärchen, Kinder- oder Jugendstück gehen, weil sie da auch eine Botschaft kriegen, Stichwort: Bildungsauftrag. Wenn sie später gross sind und sich zu benehmen wissen, dürfen sie dann bei den Abonnenten sitzen. Da werd ich dann – wie gesagt – stutzig. Und jetzt breche ich mal eine Lanze für dieses stark unterschätzte Publikum.

Liebe Bildungsbürger, die ihr ins Theater geht: Achtung, ihr werdet weniger! Klingt hart, ist aber so. Ihr braucht nur den Fernseher einzuschalten, um die Beweise zu sehen. Früher hiess es, oh, Bildung wichtig, Unterhaltung mit Niveau und Message, deshalb Barbapapas, Kasperltheater, gemeinsames Bücherlesen und am Sonntag tschechische Märchenfilme. Heute heisst es, Pinkelfleck bei DSDS, Exposed, Cheaters, Mitten im Leben (oder: echte Familien beim echten Kollaps, ich fühl mich gut, weil denen gehts schlecht), oder um es auf einen Nenner zu bringen: Bohlén Dieter. Das ist der

Untergang des Abendlandes, nicht die Moslems, und nicht die Chinesen. Und genau deshalb bin ich über jeden jungen Zuschauer glücklich. Weil die könnten auch oben genanntes gucken. Keine Ahnung, ob von der Schule gezwungen oder freiwillig, aber sie sind da. Und das Tolle: Sie reagieren. Jawohl, und zwar



Bild: pd

in alle Richtungen, positiv wie negativ. Wenn es sie langweilt, schlafen sie nicht ein, sondern werden unruhig. Dann spürt man sie und fängt an, um sie zu kämpfen. Sie fürchten sich, wenn das Gespenst von Canterville auftritt, und lachen in der nächsten Sekunde, weil der Geist vor sich selbst erschrickt. Sie johlen, wenn

Mercutio Benvolio vögelt, und weinen, wenn Romeo und Julia sterben. Und ja, manchmal stören sie, oder kotzen ins Klo, weil betrunken, weil Adventszeit, weil Weihnachtsmarktpunsch schon am Vormittag ausgeschenkt wird.

Aber da muss man durch, sonst sitzen wir bald allein im selbst gezimmerten Elfenbeinturm, und erzählen uns gegenseitig im Nachtprogramm auf Arte, warum Theater immer noch Gültigkeit besitzt.

Um auf die Frage zurückzukommen, für wen ich nun eigentlich spiele, für Kritiker und klassisch gebildete Theatergeher oder für junge Menschen, die sich manchmal daneben benehmen, lautet meine Antwort: für Letztere. Weil sie mir sofort mitteilen, ob sie es gut oder schlecht finden. Weil sie sich in der Dunkelheit eines anonymen Zuschauerraums trauen, emotional zu reagieren. Weil sie sich damit auseinandersetzen. Weil man sie eben nicht unterschätzen darf. Schon der Zukunft wegen.

Das Ensemble des Theaters St.Gallen schreibt seit Oktober 2009 für den Saiten-Blog und gibt Einblicke hinter die Kulissen und in den alltäglichen Wahnsinn einer Schauspielerin, drei Schauspielern und einer Regieassistentin: Andrea Haller, Nikolaus Benda, Dominik Kaschke, Romeo Meyer und Tea Kolbe.

www.saiten.ch/ostblog

Hönder de Sämtisspitze

Am Fuss des Alpsteins leben keine weltberühmten Literaten. Zu etwas Bewunderung und Bekanntheit kommen in Innerrhoden jene Naturtalente, die für jeden Anlass auf Bestellung ihre Reime produzieren.

von MONICA DÖRIG

Die Innerrhoder sind bekannt für ihre Sprache. Sie ist melodios, träf, voller wunderlicher Besonderheiten. Es gibt Witzesammler und Mundart-Erzähler. Es gibt Frauen und Männer, die Theaterstücke in Versform schreiben. Und es gibt Auftragsdichter: Man braucht im Dorf nur zu fragen, wer wohl ein Gedicht zur Goldenen Hochzeit verfassen könne, schon wird eine Reihe Namen geboten. Die Schlepfers Theres vom Hinter Lehn zum Beispiel oder ihr Sohn, der Kollers Leo, der in Weissbad wohnt.

Denken in Reimform

Geht man mit einem Gedichtwunsch zu den Auftragsdichtern, ist es, als gäben sie die Angaben über das Geburtstagskind oder die Jubilarin, über den Pensionär oder das zu vermählende Paar mitsamt ihrem Schatz an lustigen Redewendungen, gäbigen Reimworten und bildhaften Vergleichen in einen Beutel und würden sie munter durcheinanderschütteln.

*Bergdole hönder de Sämtisspitze
tüend si jetzt scho d'Schnebel wetze
denn die schmeckid schnöll de Broote
d'Mariann und de Rolf tüend hüroote ...*

Die kurzen Sätze purzeln Leo Koller fast aus dem Ärmel. Er büschelt sie zu Vierzeilern. Es ist, als hätte Leo den Rhythmus im Blut, so wie sein Bruder die Musik. Kein Stammeln, kein sich Reiben an den Worten, kein verzweifertes Graben nach dem tieferen Sinn. Freude machen soll das Mundart-Gedicht, die Menschen zum Lachen bringen oder anrühren. So einfach ist das.

Von Vorteil sei es, wenn man die Auftraggeber gut kenne: «Dann kann ich ihnen die Verse auf den Leib schneiden und ich weiss, wie ich sie pfeffern darf.»

*Sapperlot ond Besestiel
dünt ös jetzt scho nöcher z'viel
will e Päärli hürote wett
bevor dass s'Huus scho Feschter hett ...*

Angefangen, Gedichte zu schreiben, hat der Zimmermann gegen Ende der Schulzeit. Durch sein Mitwirken im «Engel-Chörli», das sein Bruder Emil seit Jahren leitet, ist er in die Rolle des Drehbuchautors für die Unterhaltungsabende des Chors gerutscht. Am liebsten setzt er sich morgens von fünf bis halb sieben an den Computer. «Je mehr Aufträge ich habe, desto schnell

ler fliegen die Worte», sagt Leo Koller. Oft denke er gar in gereimter Form. Um des Reimes Willen verdrehte Sätze verabscheut er, «ich habe es lieber lustig als dramatisch». Hat er zu viele Anfragen, leitet er sie an seine Mutter weiter, von der er das Talent geerbt zu haben scheint.

Die Dichterin vom Hinter Lehn

Seiner Mutter Theres fliegen die Worte an manchen Tagen federleicht zu. Sie trage die Vorgaben jedoch zuerst eine Zeitlang mit sich herum, verrät sie. Wie man zuerst einen Menschen kennen lernen muss, bevor man sich ihm nahe fühlen kann. Und dann, bei alltäglichen Verrichtungen, formieren sich plötzlich die Verse.

Hunderte von Gedichten hat sie, seit sie in der Schule aus Jux damit angefangen hat, bereits geschrieben. Damals sei ihr eine «Bäsi» (Tante) ein grosses Vorbild gewesen. Die habe wunderschön gedichtet. Als die junge Theres dann eine Zeitlang als Handstickerin in Interlaken arbeitete, fand ein reger Briefwechsel zwischen ihr und der Tante statt – in gereimter Form. Theres Koller-Inauen ist als eines von elf Kindern in Brülisau aufgewachsen. Der älteste Bruder ist Missionar in Afrika. Ihm beschrieb sie früher Begebenheiten in der Heimat in Gedichtform und er antwortete ihr ebenso.

Junge Leute kommen heute noch zu ihr, wenn sie ein Glückwunschgedicht oder einen lustigen Sketch für eine Hochzeit brauchen. Wenn sie zu viele Anekdoten kennt, ist es schwierig, das Beste herauszufiltern. Wenn wenige Angaben vorliegen, wird es auch nicht einfach: «Gönd zonere Naieri, ond bringed ere ke Stoff ...»

Sie könne keine einzige Zeile schreiben, wenn jemand in der Nähe sei. Am liebsten sitzt sie vormittags alleine am Küchentisch und hält ihre Einfälle auf dem karierten Block fest. Mit blauer Tinte in akkurater «Schnürlischrift». Die Nachmittage verbringt die lebhaft Achtzigjährige mit Jassen oder beim Singen im Seniorenchor. Auch ihr bedeutet die Musik viel: «Jedes Wort hät au sin Klang».

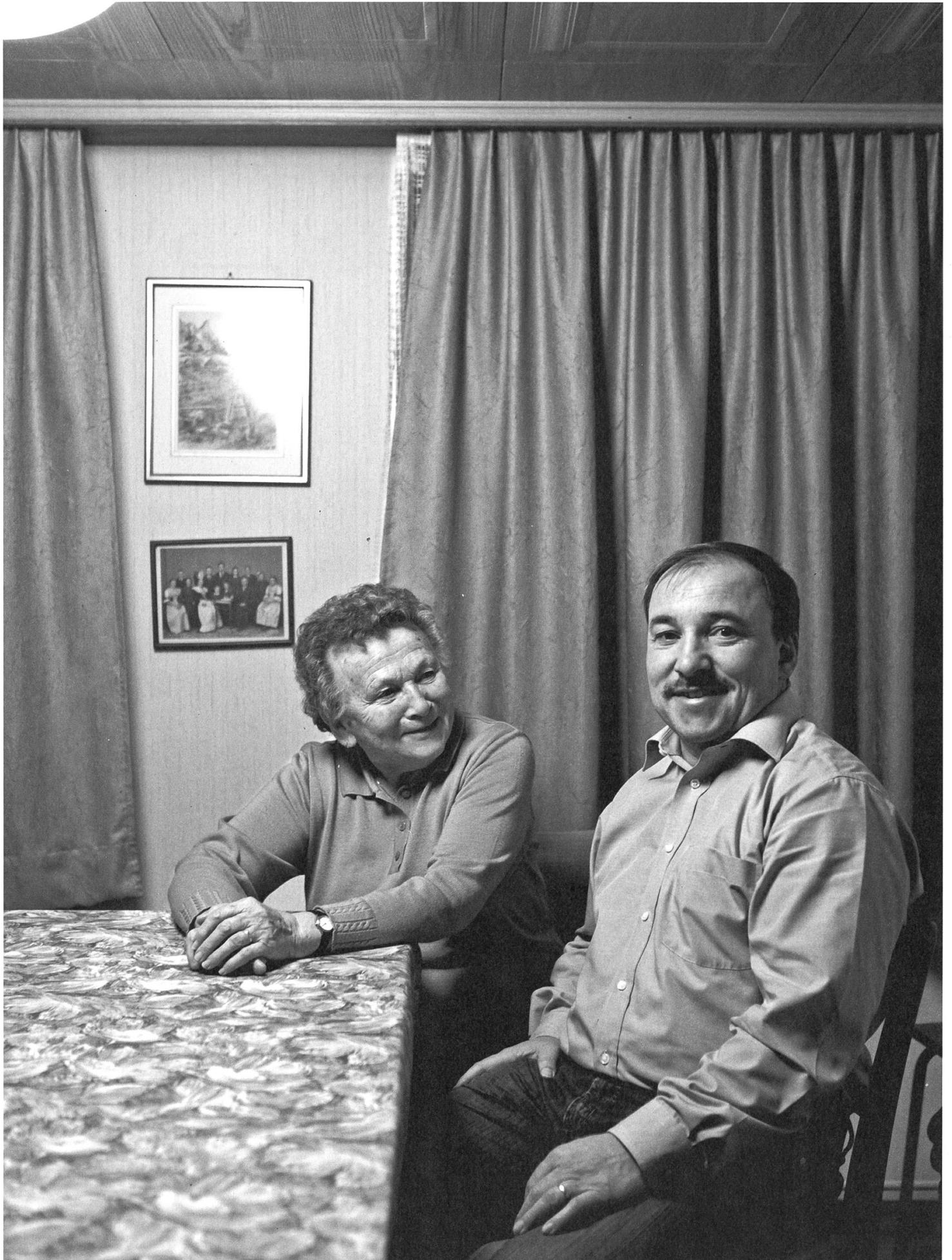
Eindrücke in Versform

Für Christine Haueis aus Appenzell hat alles mit einem in roten Samt gebundenen Buch angefangen. Sie hat es als Teenager in einer Geschenkboutique gekauft. «Dichtung und Wahrheit» stand darauf. Daheim stellte sie mit Schrecken fest, dass das Buch aus lauter leeren Seiten be-

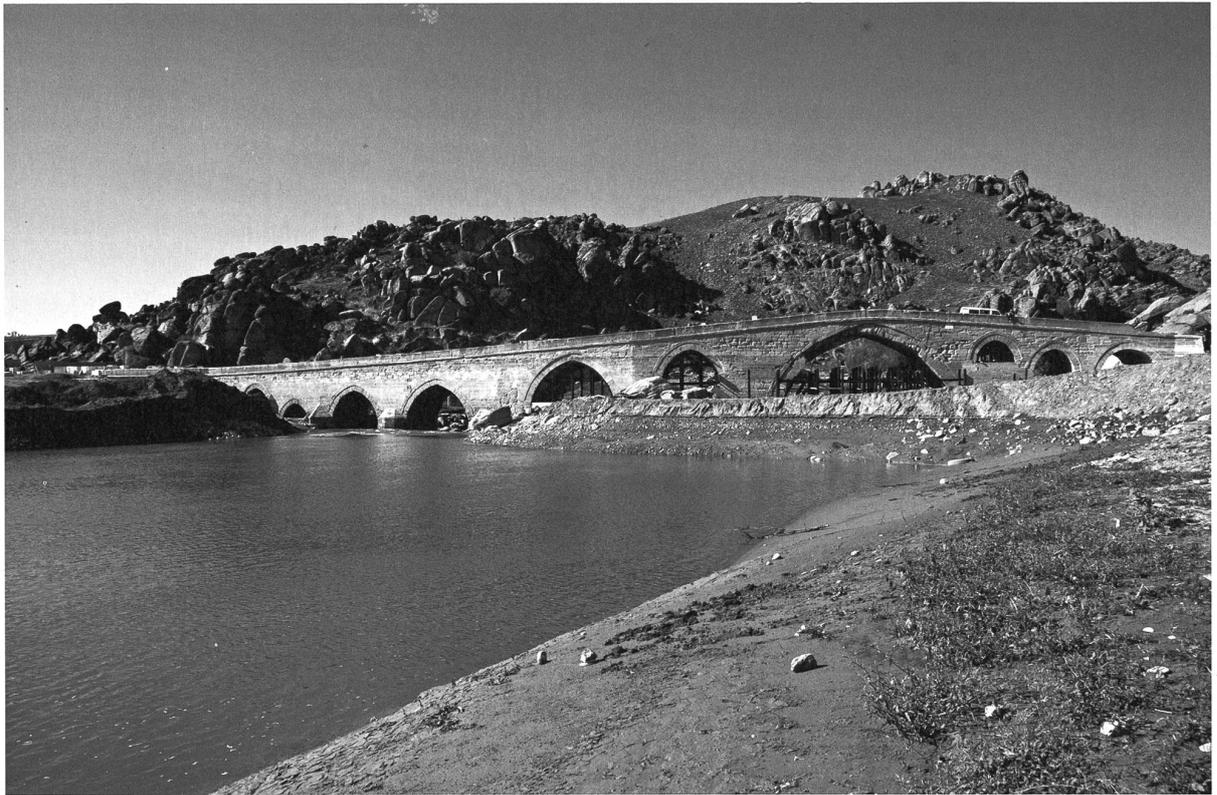
stand. Es schien ihr ein Wink des Schicksals zu sein und sie fing an, alle Sorgen und Nöte, Ereignisse und Eindrücke hinein zu schreiben, oft heimlich. Sie blieben ihr Geheimnis. Die Mutter habe kein Verständnis für ihre Vorliebe gehabt. Als zweitjüngstes von sechzehn Kindern habe niemand wirklich Zeit für sie gehabt. So habe sie halt, anstatt Fragen zu stellen und vergeblich auf Antwort zu warten, aufgeschrieben, was sie beschäftigte. Sie notiere auch heute noch ihre Gedanken, sagt Christine. «Einfach so, aus einer Stimmung heraus». Schlicht und schnörkellos, so wie sie auch spricht.

*Setz dich hin auf mich
die Bank
schau zum Himmel
und sag leise Dank.*

Mit den Sprüchen, die auf Messingtäfelchen auf den roten Ruhebänken des Tourismusvereins angebracht wurden, ist Christine Haueis ein bisschen berühmt geworden. Danach habe sie auch Anfragen bekommen, um für Familienfeste Gedichte zu verfassen. Das eine oder andere habe sie versucht, bald jedoch gemerkt, dass ihr diese Art von Dichten nicht liegt. Am liebsten schreibt sie Begebenheiten aus dem Dorfleben auf. Einige Jahre lang hat sie für die Moderation der 1.-August-Feier in Appenzell Reime verfasst. Vorgetragen wurden sie von Trachtenmädchen und -buben. Unbemerkt hat sie sich ins Publikum gesetzt und sich köstlich amüsiert über die Reaktion der Zuhörenden. Christine Haueis will kein Geld für ihre Reime nehmen. Sie befürchtet, sie könnte dann ihre Gabe verlieren. Ihr Dichten sei «nütz egschteres – es ischt mer efach gee.» ♦



Theres Koller-Inauen und ihr Sohn Leo in der Dichterstube. Bild: Christiane Dörig



Das Orakel warnte Krösus davor, den Halys zu überschreiten, er werde ein grosses Reich zerstören. Bilder: Urs Walter

Einem alten Reisebericht auf der Spur

von *EVTICHIOS VAMVAS*

Seit vier Tagen sind wir in Ürgüp, mitten in der dürren und beinahe baumlosen anatolischen Hochebene. Stoppelfelder, soweit das Auge reicht. Ein Felsen voller Löcher überragt die Stadt. In diesen Höhlen wohnen tatsächlich noch Leute, vor allem ärmere. Unüberschaubares Zeichen der Zivilisation sind die aus den Höhleneingängen ragenden Satellitenschüsseln. Ich wage nicht zu fragen, ob ich eine Wohnung betreten dürfe. Ich weiss also nicht, wie sich die Leute eingerichtet haben. Wo ein wenig Platz bleibt, werden liebevoll kleine Gärten gepflegt: Gemüse, Blumen, kleine Bäume in grossen Olivenölkanistern. Unmittelbar daneben wurden Hotels an und in den Felsen gebaut, die dem betuchten Feriengast ein Troglodytenleben bieten, ohne dass er auf die Annehmlichkeiten des modernen Lebens verzichten muss.

Sich darüber aufzuregen lohnt sich nicht, immerhin misshandelt diese Architektur nicht die Landschaft wie etwa die «Baracke» der Tanzenden Derwische bei Göreme oder der kitschige «Juwelenpalast» in Uçhisar, wo den Touristen

das Geld aus der Tasche gezogen wird. Hier sind die Hotels aus denselben Tuffquadern gebaut wie die « Fassaden » der Höhlen oder die alten Häuser. Ürgüp ist – wie andere bis zum Bevölkerungsaustausch von 1922 von Griechen bewohnte Orte – bekannt für seinen Weinbau; der Weisswein schmeckt ausgezeichnet.

Fast wie im Mystery Park

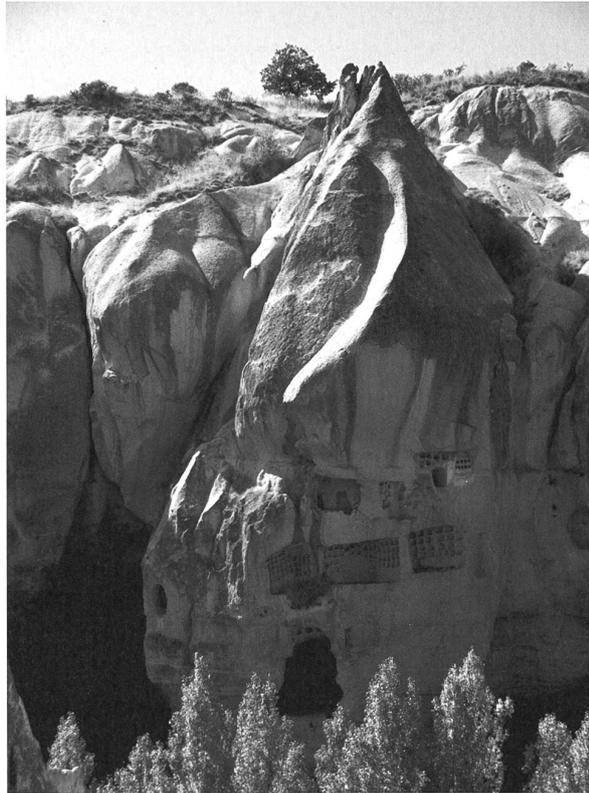
Hierhergeführt hat uns der Reisebericht «Drei Tage bei den Höhlenklöstern von Kappadokien» des griechischen Dichters Giorgos Seferis (1900–1971). Seine Beschreibungen der kappadokischen Landschaft, der Felskegel und der Fresken in den Höhlenkirchen, sprühen vor Begeisterung. – Ich übersetzte zusammen mit Clemens Müller den Text. Den eigentlichen Anstoss zur Reise gaben allerdings die Fotos des Autors. Es kann für einen Übersetzer durchaus hilfreich sein, das Beschriebene vor sich zu sehen. Gleichzeitig befällt mich dabei auch ein merkwürdiges Gefühl, nachdem ich alles, was ich zum Thema in die Finger kriegen konnte,

gelesen und studiert habe. Wie dem auch sei, auf die Idee zu dieser Reise haben uns Seferis' «missglückte» Fotos gebracht. Wir wollen seine Motive mit den heutigen Möglichkeiten für eine neue Publikation einfangen. Dazu begleitet uns der Berner Journalist und Fotograf Urs Walter.

Seferis war sich bewusst, dass nicht alle seine Fotos gelungen waren und entschuldigt sich damit, dass er in den dunklen Räumen mit Magnesium fotografieren musste; er veröffentliche sie einzig aus dokumentarischen Gründen. Er befürchtete zu Recht, dass vieles bald zerstört sein könnte. Zum einen setzt die Erosion den in weichen Tuffstein gehauenen Kirchen zu. In Göreme rückt man dem Zerfall mit Spritzbeton zu Leibe. Das mag eine günstige und effektive Lösung sein, die Felszapfen aber verlieren ihren Charakter und verströmen einen Charme wie der Mystery Park in Interlaken. Ausgerechnet die zwei Höhlenkirchen, deren Fresken Seferis am detailliertesten beschreibt, sind von der Erosion am stärksten betroffen. Die Kiliçlar Kilise im Schwerttal ist vom Einsturz bedroht und



Deckenfresko der Karanlik-Kirche in Göreme.



Teilweise werden die Felsen in Göreme noch immer bewohnt.

wird mit Balken abgestützt, die Fresken sind nahezu alle abgebröckelt; die Baliki Kilise im Soğanlital ist verschwunden.

Zum anderen leiden die Bauten unter mutwilligen Zerstörungen. Darauf, dass auf vielen Fresken die Gesichter aus religiösen Gründen abgeschlagen wurden, sind wir vorbereitet. In der Karabas Kilise aber, um nur ein Beispiel aus dem Soğanlital zu nennen, stehen wir fassungslos vor Fresken, die mit Namen und Daten zerkratzt wurden. Die meisten Namen sind griechisch, und nicht etwa nur aus unserer Zeit, das älteste Datum, das ich finde: 1856.

Sich übergabender Berg

Wir wussten, dass Göreme – inzwischen zum Weltkulturerbe erklärt – ein Touristenmagnet geworden ist. Solche Menschenmassen hatten wir aber nicht erwartet. Folgende Szene bleibt mir besonders haften: Wir arbeiten uns bis zur Çarikli Kilise vor, deren Eingang sich etwa vier Meter über dem Boden befindet. Eine steile Eisentreppe führt hinauf. Die Kirche ist von einer Besuchergruppe besetzt. Wir warten, und schliesslich kommen die Leute heraus, es sieht aus, als ob sich der Fels übergeben würde. Oben angekommen wundern wir uns, dass in dem kleinen Raum so viele Leute Platz haben. Die Luft ist zum Schneiden, was dem Erhalt der Fresken auch nicht gerade förderlich ist.

Trotzdem finden wir auch hier eine Verbindung zu Seferis. Er erzählt, dass der Wärter

Ismael seine Felswohnung mit Bildern aus Zeitschriften geschmückt habe. Wir haben das Glück, einen Blick ins neue Wärterhäuschen, ebenfalls in einem Felszapfen und ebenso mit Bildern vollgepinnt, werfen zu können, als einer der Wärter eine Zigarettenpause macht. Es ist sympathisch, dass sie es Ismael gleichtun. Es braucht aber nicht viel, um dem Getümmel zu entkommen. Ein paar Schritte neben der Durchgangsstrasse, hinter dem Hügelkamm, beginnt das Schwerttal: Stille, Wind, zirpende Grillen.

Seferis unternahm seine Reise 1950, gegen Ende jener Monate, als seine Dienstzeit als Botschaftsrat in Ankara zu Ende war und das Aussenministerium in Athen nicht wusste, was es mit ihm anfangen sollte. Kappadokien war damals ein unerschlossener Geheimtip. Er erzählt, dass die Strasse so schlecht war, dass er oft nicht wusste, ob er der Strasse oder einem Wadi folge.

Krösus' Warnung

Ab Ankara folgen wir Giorgos Seferis' Spuren. Wir bewundern die Brücke der Seldschuken bei Köprüköy, die den Halys (Kizilirmak) überspannt, und stärken uns an dessen Ufer mit der Melone und den Nüssen, die wir auf dem Markt in Bala kauften. Krösus, der lydische König, kommt uns in den Sinn, den das Orakel davor warnte, den Halys zu überschreiten. Er werde ein grosses Reich zerstören. Es sollte sein

eigenes sein. Vielleicht geschah es hier, wo der Halys durch das weite Hochland mäandert und sich hinter der Brücke in eine bizarre Felslandschaft ergiesst. Unsere weiteren Stationen sind Avanos, Kayseri, Mustafapaşa.

So faszinierend die Landschaft und die Kunstdenkmäler sind, und sie sind es in einer besonderen Intensität, so gibt es doch etwas, das uns noch tiefer berührt, etwas, das auch Seferis in seinem Reisebericht hervorhebt: Es ist die Herzlichkeit und Gastfreundschaft der türkischen Landleute. Ausserhalb von Avanos, wo wir bei einem Hof den Halys fotografieren, kommen der Bauer und bald darauf seine Frau zu uns. Lachend, mit allen Ausdrücken der globalen Gestensprache, versuchen wir, uns zu verständigen. Zwischendurch verschwindet die Frau, kommt mit Trauben zurück, verschwindet wieder und bringt Tomaten. Wir rechnen damit, dass sie uns die Früchte verkaufen wollen. Weit gefehlt, es ist ein Geschenk, das uns an den folgenden Abenden, nach anstrengenden Tagen, den Gaumen erfrischt.

EVTICHIOS VAMVAS, 1967, arbeitet in St.Gallen als Musiker. Er studiert und übersetzt Lyrik und Prosa des griechischen Dichters Giorgos Seferis.



New CD Out Now !!!

**Erhältlich im Fachhandel
oder unter
www.dusaorchestra.com**

Das **Duša Orchestra** feiert sein **6-jähriges Jubiläum** und lanciert zu diesem Anlass gleichzeitig seine neue CD: **CABARET**.

Das «Seelenorchester» spielt mit 9 GastmusikerInnen aus Österreich, Bosnien, Serbien, Deutschland, Slowenien und Ungarn:
Ein mediterran-balkaneskes Feuerwerk mit improvisatorischen Highlights wird gezündet!



Musikakademie St. Gallen

Kirchenmusik Klassik Jazz

klubschule

MIGROS

Ausbildungsangebote 2010/11

Musikalische Grundschule

Musikalische Grundschule DAS

Zweijährige, berufsbegleitende Weiterbildung für Primar-, Kindergarten-, Instrumental- und Gesangslehrpersonen (Kooperation PHSG und Musikakademie)

Musikalische Grundschule Spezialisierungsstudium

Einjährige, berufsbegleitende Weiterbildung für Primarlehrer/innen des Diplomtyps A (für Diplomtyp B mit Praxis auf der Unterstufe) mit Bachelorabschluss seit 2006.

Vorkurs für Musikalische Grundschule

Vorbereitung auf die Aufnahmeprüfung MGS (berufsbegleitend)

Jazzschule St. Gallen

Bachelor Vorbereitungsjahr Jazz

Intensive, praktische Vorbereitung für den Eintritt ins Bachelor Vollzeitstudium, berufsbegleitend

Vorkurs Jazz, 2 Semester

Jazzharmonielehre, Gehörbildung, Rhythmik, Bandworkshop (berufsbegleitend)

Kirchenmusik

Kirchenmusik C- und B-Diplom

mit den Schwerpunkten: Orgel/Chorleitung/populäre Musik

Vorkurse für Kirchenmusik

Anmeldeschluss: März – Aufnahmeprüfungen: April/Mai – Studienbeginn: Ende August/September

Beratung und Anmeldung

Musik & Kultur Klubschule Migros

Bahnhofplatz 2, 9001 St. Gallen, Tel. 071 228 16 00, musik.kultur@gmos.ch

www.musikakademie.ch